



INTERVIEW: ANNETT SCHEFFEL FOTOS: KIRSTEN BECKEN

ME-GESPRÄCH

„Selbst Musik zu machen, das war für mich wie Forschung“

Sandra Hüller

An Theater- und Filmpreisen hat sie so ziemlich alles gewonnen, was es hierzulande zu gewinnen gibt. Mit dem in Cannes gezeigten und später sogar Oscar-nominierten „Toni Erdmann“ war sie 2016 auch international in aller Munde. Und jetzt? Macht Sandra Hüller Musik. Und zwar richtig spannende – zwischen verhuschtem Freak-Folk und verquerem Bläser-Pop. Mit uns spricht sie darüber, was sie dazu brachte und was Courtney Love damit zu tun hat – und über das Schlussmachen beim Grillen.

Sandra Hüller ist ein bisschen aufgeregt. An diesem Sommermorgen gibt sie zwar nicht ihr erstes Interview, aber das erste über Musik – ihre Musik, ihre erste EP „Be Your Own Prince“. Da würden ihr die Vokabeln und die jahrelange Erfahrung fehlen, die sie im Schauspiel hat, sagt sie, und steckt sich eine Zigarette an. Wir sitzen auf einem Balkon in Prenzlauer Berg. Sandra ist mit dem Zug aus Leipzig gekommen, wo sie wohnt. Daniel Freitag, der mit ihr an der EP gearbeitet hat, wird zwischendurch per Skype dazugeschaltet.

Die schwierigste Frage zuerst: Auf einer Skala von eins bis zehn – wie gut findest du dich als Schauspielerin und wie gut als Musikerin?

Oh Gott! ... Nein, das geht nicht. Das kann ich nicht. Ich würde sagen, dass ich meinen Beruf ganz gut kann. Ich kenne mich da aus. Musik ist eher ein privates Vergnügen. Da fehlt mir das Handwerk. Deswegen tue ich mich auch schwer damit, mich als Musikerin zu sehen.

Schauspieler*innen, die Musik machen – das ist ja eigentlich ein schlimmes Klischee. Gerade in Deutschland gibt es wenig gute Beispiele. Kollegen wie Axel Prahl, Jan Josef Liefers oder Tom Schilling wirkten eher wie Touristen auf Besuch in der Musik. Hattest du trotz oder gerade deswegen Lust darauf?

Ehrlich gesagt ist das genau der Grund, warum ich so lange gewartet habe. Die Lieder gibt es ja schon eine ganze Weile. Aber weil ich meine Rolle in der Musik nicht kannte – und auch immer noch nicht so ganz kenne – war ich sehr vorsichtig. Ich hatte sogar über ein Pseudonym nachgedacht. Das wäre aber viel zu viel Schamrad gewesen. Also habe ich irgendwann entschieden, es trotz der Klischees zu ver-

öffentlichen, was viel mit der Zusammenarbeit mit Daniel Freitag zu tun hatte. Dass auch ein „echter“ Musiker dabei ist (*lacht*), hat das für mich irgendwie legitimiert.

Wie sind die Songs entstanden?

Das fing so in der Zeit zwischen 2008 und 2009 an. Ich wohnte in Berlin, hier um die Ecke, hatte irre freie Zeit, habe zwar ab und zu gedreht, war aber in keinem festen Engagement. Alain Croubalian (*Musiker u.a. bei The Dead Brothers, Schauspieler, Journalist – Anm. d. Red.*) hat mir geholfen, ein kleines Set-up zu Hause aufzubauen zum Aufnehmen. Ich kann ja keine Noten. Also musste ich alles immer sofort aufnehmen, Text und Musik zusammen, sonst war es weg. Und so sind die Songs nach und nach aus mir herausgewachsen.

Waren die Songs also schon fertig, als du sie Daniel Freitag gegeben hast?

Die Songs waren fertig, aber natürlich skizzenhaft. In dem Sinne, dass noch keine echten Instrumente dabei waren, weil ich die nicht spiele. Ich kann nur drei Griffe auf der Gitarre und ein bisschen Kalimba. Also habe ich alles mit meinem Mund nachgestellt, von den Bläsern bis zum Rhythmus. Das war alles da.

Was ist für dich das Schwierigste daran, einen Song zu schreiben?

Die Zeit und den Raum dafür zu finden. Das ging damals nur, weil nichts drum herum war, keine Verpflichtungen, keine Termine. Ich brauche eine Leerstelle, um Musik machen zu können. Deswegen weiß ich auch gar nicht, ob das wiederholbar ist, ob ich irgendwann noch mal Songs schreiben kann, oder ob das nur eine Phase war.

Die Stücke lagen also zehn Jahre lang herum?

Ja. Es gab immer mal wieder die Idee, sie herauszubringen. Kristine Meierling von Roof Music, mit der ich 2018 ein Hörbuch von Wolfgang Herrndorf aufgenommen habe, hat immer wieder danach gefragt. Sie wollte das Material so roh, wie es war, herausbringen. Ich fand das schmeichelhaft, aber das war mir zu intim. Ich hatte das Gefühl, dass sie irgendwie nackt waren.

Wie verlief die Zusammenarbeit mit Daniel Freitag? Hast du ihm die Melodien für die verschiedenen Instrumente vorgesummt?

Ich habe ihm einfach meine Files geschickt und er hat sie bearbeitet. Das ging überraschend schnell.

DANIEL FREITAG: Es war ja eigentlich auch schon alles da. Ich habe die Songs im Prinzip nur noch verfeinert und ein paar Ideen hinzugefügt. Aber mein Bestreben war es ganz klar, den Kern der Aufnahmen und ihre Stimmung beizubehalten. Ich habe nur drum herum noch ein paar Dinge platziert, die das Ganze verstärken. Es gab zum Beispiel eine Stelle, die brauchte einfach noch ein paar Streicher im Hintergrund.

Außerdem waren die Songs alle sehr kurz, eher so Miniaturen. Daniel hat sie ein bisschen verlängert.

DANIEL FREITAG: Sie sind ja auch immer noch recht kurz. Bei zwei Stücken habe ich überlegt, ob man da so einen klassischen C-Teil oder eine Bridge anfügt. Aber irgendwie hatten die Stücke eine geschlossene Erzählung. Daran wollte ich nichts verändern.

Gibt es Pläne, die Stücke auch live aufzuführen?

Das muss wir noch nicht genau. Ich glaube, Daniel würde sehr gerne. Ich bin noch unsicher, wie das funktionieren könnte.

DANIEL FREITAG: Es ist ja auch nur ein Mini-Album. Daraus einen kompletten Abend zu machen, wird schwierig. Da müsste man viele Jazz-Solos einbauen. *(lacht)* Für 20 Minuten Eintritt zu nehmen, wäre schon dreist.

DANIEL FREITAG: Man müsste sich einen Rahmen ausdenken. Zusammen mit anderen Bands, einer Lesung oder zusätzlichen Coversongs. Wir suchen noch nach einer Form. Aber das wird sich vielleicht entwickeln.

Ja, so wie alles andere auch.

Du hast schon über Wolfgang Herrndorf gesprochen: Das Hörbuch seines letzten Romans „Bilder deiner großen Liebe“ basiert auf einem Theaterstück, das du 2016 mit Tom Schneider, Sandro Tajouri und der Gruppe Farn gemacht hast. Darin spielst du Isa, das am Rande des Wahnsinns changierende Mädchen, das man schon aus Herrndorfs Erfolgs-Roman „Tschick“ kennt. Deine beiden Songs „My Love (Last Breath)“ und „Cham-paigner“ tauchten da schon in Rohform auf. Wie kam es dazu?

Uns war von vornherein klar, dass wir eigentlich ein Konzert aus dem Theaterstück machen wollen. Der Figur der Isa wohnt im Buch ja in ihrem Wahnsinn, in ihrer Andersartigkeit auch eine große Hybris inne. Das wollten wir auf der Bühne transportieren. Also wurde sie bei uns zum Rockstar. Meine Stücke passten irgendwie dazu. Mit Tom Schneider hatte ich vorher schon an Auftritten gearbeitet, bei denen wir Nirvana und Courtney Love gecover hatten.

Du hast Courtney Love auf der Theaterbühne ja auch verkörpert.

Ja, mit diesem Stück *(„For Love“; 2009 – Annm. d. Red.)* ging das mit der Musik auch los. Ich hatte auch Songs über Courtney Love und welche mit Ausschnitten aus ihren Tagebüchern, die unter dem Titel „Dirty Blonde“ erschienen sind. Weil wir dafür aber nie die Rechte bekommen hätten, haben wir sie auf der EP weggelassen.

Welche Bedeutung hat Courtney Love für dich?

Courtney begleitet mich schon lange. In meiner Pubertät war sie irrsinnig wichtig.

Ich mochte die Musik, das war wie eine Kampfansage, mit der auch ich herumlaufen konnte. Eine Platte MY BODY, THE HAND GRENADE zu nennen, das fand ich toll. Ich habe sie aus der Ferne bewundert. Ihre Energie und Wut und Geradlinigkeit. Und ich fand schon als heranwachsendes Mädchen diese Stigmatisierung nach Cobains Tod wahnsinnig unfair. Auch wenn ich irgendwann aufgehört habe, die Platten zu hören, habe ich viel darüber nachgedacht, was das mit ihr gemacht hat.

Was hast du noch so gehört in deiner Jugend?

Cat Power, Tori Amos, PJ Harvey ...

An PJ Harvey erinnern mich deine Songs auch ein bisschen.

Ja? Um Gottes willen. Sag das nicht!

Du warst auch in einer Band, richtig?

Ja, mit Anfang 20, in Jena, dort war mein erstes Theaterensemble nach dem Schau-

spielstudium. Ich hatte viel mit der Surf-Band Los Banditos zu tun, manchmal haben wir mit einem Teil der Band The Sonics und solche Sachen gecover. Es gab auch immer die Idee, da noch mehr zu machen, aber mein Beruf hat das nie zugelassen.

Die Musik musste also Hobby bleiben. Welche Hobbys hast du noch?

Mich interessiert unglaublich viel. Das ist ja auch ein bisschen das Perverse an meinem Beruf: Themen und Fähigkeiten, die ich für eine Rolle brauche, vertiefe ich für eine gewisse Zeit und danach fällt es einfach wieder weg. Man ist Experte für viele kleine Dinge, kann aber nie Meister darin werden.

Was ist das Schönste, das du für eine Rolle lernen musstest?

Geige spielen. Zumindest musste ich es so weit lernen, dass es aussah, als würde ich ein bestimmtes Stück selbst spielen. Das war für den Film „Der Architekt“ von Ina Weisse. Das fiel auch in diese Zeit, bevor ich anfing, die Songs aufzunehmen. Davor konnte ich mich nie selbst begleiten: immer nur entweder singen oder Gitarre spielen.

Und jetzt geht beides zusammen?

Ja, in der Auseinandersetzung mit der Geige sind irgendwelche neuen Verknüpfungen in meinem Gehirn entstanden. Plötzlich konnte ich mit meinen Händen eine Sache machen und mit meinem Mund eine andere. Noch besser geht das mit der Kalimba, mit der die meisten der Songs entstanden sind. Weil die Tonleiter pentatonisch ist, kannst du dich eigentlich nicht verspielen. Das war mein Einstieg. Im Grunde bin ich genau da aber auch hängengeblieben. *(lacht)*

Deine Songs funktionieren stark über Wiederholungen. Oft sind auch die Texte repetitiv wie in „Tell Her“.

War das eine bewusste Entscheidung oder ist das eher dem Prozess ihrer Entstehung geschuldet, durch das Improvisieren zu Hause?

Beides. Ich muss es sehr, wenn man etwas findet – eine Melodie, eine Zeile –, die so lange trägt. „Tell Her“ ist vielleicht die skizzenhafteste Skizze überhaupt. Das war nur ein Rhythmus und diese kleine Vignette, über die ich singe: wie man bei einem Grillabend mit Freunden seiner Freundin sagt, dass man sie verlässt. Eine Freundin hatte mir davon erzählt und mich hat dieser Moment irgendwie beschäftigt: Wie sie dasteht am Grill und die Gedanken rotieren, man legt das nächste Steak oder Tofu-Stück drauf und denkt die ganze Zeit, wie sage ich das jetzt? Diese gedankliche Zirkelbewegung ist dann irgendwie auch musikalisch in das Lied gewandert.

Warum eigentlich beim Grillen?

(lacht) Ich weiß es nicht. Vielleicht ist das unverfänglich. Da kann kein großes Drama losbrechen. Es sind ja auch noch andere Gäste anwesend.

Ein Song heißt „In The Trees“ – in den Bäumen. Und genau dort sieht man dich auch auf dem Cover. Hast du eine besondere Faszination für Bäume?

Ja, offenbar. Aber sehr unbewusst. Ich bin im Thüringer Wald aufgewachsen; wir waren immer draußen. Und irgendwie zieht sich das bis heute durch. Durch meine Tochter kriege ich ja auch wieder mit, wie toll es ist, in einen Baum zu klettern. Ich hatte das ewig nicht gemacht. Bis zum Covershooting in den Maasdünen in Holland.

Hattest du eigentlich auch darüber nachgedacht, Songtexte auf Deutsch zu schreiben?

Ich würde gern. Und ich bewundere Leute, die das können. Aber ich krieg's nicht hin.

Warum ist das so schwer?

Ich kenne das ja von der Schauspielerei, wo ich auch mit fremden Texten arbeite. Eine fremde Sprache ist wie ein Filter, ein Extrawerkzeug, mit dem man agieren kann. Du kannst die intimsten Sachen sagen und trotzdem ist es nie so intim wie in deiner eigenen Sprache. Auf Deutsch ist man viel leichter zu entlarven.

Ich finde, deine Musik ist auf eine interessante Weise leise – also in der Art, dass sie nicht die üblichen Knöpfe drücken, nicht überwältigen will. Fiel es dir schwer, das zu umgehen?

Nein, ganz einfach. Ich habe das alles geschrieben, ohne über Songstrukturen und Melodieaufbau nachzudenken. Ich höre natürlich die ganze Zeit auch selbst Musik, und im Grunde kann ich das auch alles festmachen: Strophe eins, Refrain, Strophe zwei, Refrain, Bridge. Trotzdem war mir nicht klar, wo ich all diese Elemente hernehmen sollte. Ich hatte immer nur zwei Teile, die ich dann einfach wiederholt habe. An dem Punkt hören die Ideen auf.

Du sagst das so bescheiden, aber das ist doch eigentlich ganz angenehm. Gerade, weil man es auch anders kennt, von anderen Schauspielern zum Beispiel, die Musik machen.

Es geht da ja oft auch um Erfolg – Erfolg auf einer anderen Ebene. Darüber habe ich gar nicht nachgedacht. Beim Schauspiel ist das ja auch nie mein Grund gewesen. Ich habe das nicht gemacht, weil ich bekannt werden, sondern weil ich spielen wollte. So war das mit der Musik auch – ich wollte wissen, wie es ist, Musik zu machen. Das ist im Grunde wie Forschung. Eine tastende Bewegung von einem zum nächsten. Manchmal bleibt man bei einem Versuch mittendrin stecken, manchmal wird man gar nicht fertig. Aber ich finde das gar nicht schlimm.

Ist das vielleicht der rote Faden zwischen deiner Musik und den Rollen, die du besonders gut beherrschst: ein achtsam eingefangenes Klarkommen mit dem Scheitern?

Auf jeden Fall glaube ich nicht an Perfektion. Es gibt keinen Punkt, an dem man sagen kann, so ist das jetzt fertig. Deswegen kann ich auch keine Phrasen ordentlich und sauber ausspielen. Alles ist immer ein Versuch.

Ich weiß bei meiner Arbeit nie, wie das am Ende aussehen wird. Ich fange einfach an. Und so war es mit der Musik auch.

Was gibt dir die Musik, was dir das Schauspiel nicht gibt?

Beim Spielen geht es meistens um die Vorstellungen und Fantasien anderer, die ich versuche, lebendig zu machen. Beim Musikmachen kann ich mir aussuchen, was ich gerade sein möchte. Jeder hat verschiedene Phasen im Leben, wütende, zurückhaltende, traurige. Musik ist ein Kanal, der so unabhängig von jeder Zuschreibung ist, dass ich selbst bestimmen kann, welcher meiner verschiedenen Seiten ich gerade eine Stimme geben will.

Fühlst du dich jetzt, wo du etwas Neues machst, manchmal an deine Anfangszeit als Schauspielerin erinnert?

Nein, das war anders. Ich wusste, dass ich das als Beruf machen will und bin auch gleich in die Ausbildung gegangen. So einen großen Schritt gab es hier nicht. Ich habe einfach entschieden, mal meine Archive leer zu räumen. Ich muss aber zugeben, dass es sich angefühlt hat wie das Einlösen eines alten Versprechens, eines Jugendtraums, als ich die Platte dann zum ersten Mal in den Händen hatte. Ich komme aus einer Kleinstadt, bin damals extra zum CD-Hören in den Drogeriemarkt der nächstgrößeren Stadt gefahren. Eine eigene Platte zu machen stand schon auf meiner heimlichen Liste, auch wenn ich das erst beim Abhaken gemerkt habe.

Im Theater gibt es zwar ein paar wenige berühmte Frauenfiguren, aber die großen Rollen sind Männerrollen. Empfindest du Popmusik in diesem Sinne als ein offenes, freieres Feld?

Das könnte es sein. Aber ich habe eher das Gefühl, dass gerade die großen Superstars in Stereotype zurückfallen. Aktuell ist Billie Eilish ja eigentlich die Einzige, die standhaft bei dem Narrativ bleibt: „Wie mein Körper aussieht – who cares? Es geht euch auch nichts an.“ Alle anderen verbringen am Ende dann doch mehr Zeit im Fitness- als im Musikstudio und tragen irgendwelche String-Tangas. Viel spannender als diese kompatiblen Körper

wäre eine J.Lo, die aussieht wie meine Mutter. Oder eine Madonna, die einfach weiter Kinderbücher geschrieben hätte. Ich denke dann immer: „Ach Mann, warum hört ihr nicht mal auf mit dieser Erzählung der jungen Frau?“

Spielt Feminismus eine große Rolle in deinem Leben?

Klar, das bleibt nicht aus. Ich beschäftige mich aber auch mit den Grenzen, an die ich da stoße. Ich finde es wichtig, mich für Gleichstellung zu engagieren und das mache ich auch. Es ist aber nicht so, dass ich morgens aufstehe und den Masterplan habe, wie ich hundertprozentig feministisch agiere. Damit kämpfe ich immer mal wieder. Und zwischendurch denke ich: „Wer verlangt das denn von dir?“ Gleichzeitig bewundere ich Frauen, die das hammerhart durchziehen, Aktionstage organisieren und auf die Straße gehen.

Nervt es dich eigentlich, dass du seit „Toni Erdmann“ eben die Schauspielerin aus „Toni Erdmann“ bist?

Nee, überhaupt nicht. Im Gegenteil, ich empfinde es immer noch als große Ehre und als Glück, dass ich diese Rolle spielen durfte. Und dass ich immer noch die aus „Toni Erdmann“ bin, liegt sicherlich auch daran, dass danach nichts gekommen ist, was ich diesem Film entgegenzusetzen hätte.



Hüllers Leben

Sandra Hüller, 1978 im thüringischen Suhl geboren, studierte nach dem Abitur Ende der 90er-Jahre an der Schauspiel-Hochschule „Ernst Busch“ in Berlin und gehörte schon vor ihrem größten Erfolg in der Rolle als Unternehmensberaterin Ines in Maren Ades „Toni Erdmann“ (2016) zu den talentiertesten Darstellerinnen des Landes. In den letzten Jahren war sie u.a. in „Fack ju Göhte 3“ und „In den Gängen“ zu sehen, aktuell in dem französischen Film „Sibyl“. Nach Stationen in Jena (Theaterhaus), (Theater) Basel, München (Kammerspiele) und Bochum (Schauspielhaus) lebt sie heute in Leipzig.